

Nr. 269. Bromberg, den 8. Dezember 1928.

Sir Michaels Abenteuer.

Roman von **K. R. G. Browne.**

(10. Fortsetzung.)

Währenddessen wurde oben im Kinderzimmer das gewaltige Unternehmen begonnen, Miß Violet May Gwendolen Bytheway zu Bett zu bringen. Das war eine einigermaßen schwierige Aufgabe, denn Violet May beherbergte in ihrem kleinen runden Körper eine geradezu dämonische Energie, die sich aufs äußerste gegen die Notwendigkeit sträubte, zu Bett zu gehen, so lange die Sonne noch am Himmel stand. Daher tat sie alles, um diese Unannehmlichkeit so weit wie möglich hinauszuschieben, und als Anne mit fester Stimme jetzt sagte:

„Nun ist's genug, Violet; jetzt schlaf einmal ein!" da rief die Kleine triumphierend ob des Einfalles:

„Tiggels will ich haben!"

Anne seufzte, denn dies war ein durchaus berechtigtes Verlangen. Tiggels war einst eine feine Puppe gewesen, doch die Zeit und die ungleichmäßige Laune ihrer Herrin hatten nichts mehr von ihr übriggelassen, als einen mit Sägespänen gefüllten Fetzen mit einem kleinen Büschel Haaren daran. Natürlich liebte Violet May diese greulichen Überreste fanatisch und Tiggels mußte neben ihr auf dem Kopfkissen liegen, sonst schlief sie nicht ein.

„Also gut," sagte Anne, „wo ist sie?"

„Bibliothek."

„Und was glaubst du, wird der Papa sagen, wenn er Tiggels in der Bibliothek findet?" fragte Anne streng, aber schon auf dem Weg zur Tür.

„Zettel ankleben verboten", entgegnete Violet May.

Anne ging hinunter in die Bibliothek, fand Tiggels im Papierkorb und wollte sich eben zurückziehen, als Stimmen, die durch das offene Fenster von der Terrasse her eindrangen, ihre Aufmerksamkeit erregten. Sie hätte nicht weiter hingehört, aber ein Satz, den eine ihr wohlbekannte Stimme sprach, bannte sie an ihren Platz und sie blieb regungslos lauschend stehen.

„Ah, ich verstehe," sagte Mike, „Sie glauben, ich bin zu einem — nun — bösen Zweck hier?"

„Ich glaube nicht," entgegnete Mr. Cherry scharf, „ich weiß es. Sie sind ebensowenig ein Sekretär, wie ich der König von Spanien. Sie sind hier, um zu nehmen, was Sie kriegen können — nicht wahr?"

Dies traf nun so genau den Nagel auf den Kopf, daß Mike übers ganze Gesicht grinste.

„Ganz richtig", sagte er.

Als Mr. Cherry das Grinsen sah, wurde er etwas milder.

„So ist es besser. Es nützt Ihnen auch nichts, mir gegenüber den Heiligen zu spielen. Um was geht es hier?"

Mike überlegte rasch. Seine Verlegenheit war in dem Entzücken über Mr. Cherrys Irrtum untergegangen. Es mag ja fromme und korrekte Seelen geben, die empört wären, für einen Verbrecher gehalten zu werden, aber Mike erfüllte der Gedanke mit Freude. Das war einmal eine neue Erfahrung und er begrüßte sie begeistert. Während der ziemlich ereignisreichen siebenundzwanzig Jahre seines Lebens hatte er unter verschiedenen Umständen Bekanntschaften gemacht, aber noch nie war er von einem Mitglied der Gaunergilde als Kollege begrüßt worden. Nicht um alle Schätze Indiens hätte er Mr. Cherrys Irrtum richtiggestellt; hier gab es einmal einen auserlesenen Spaß! Indem er ihn in seiner Täuschung bestärkte, würde er wohl auch auf eine besonders wirksame Züchtigung für den Räuber seines Namens kommen.

Er lachte den Fragesteller also liebenswürdig an.

„Wissen Sie," sagte er, „Sie haben aber einen durchdringenden Blick! Ich dachte, ich sei der Sekretär, der im Buch steht."

Mr. Cherry knurrte.

„Sekretär — Schmarren! Sie schauen doch nicht einmal so aus! Wo sind Ihre Brillen? Wo bleibt die gebeugte Haltung? Wo sind die tintenbeklecksten Finger? Ich hab' manchen Sekretär gesehen und ich könnte einen besseren als Sie aus einem Klumpen Ton herstellen. Aber das tut nichts zur Sache. Was ich wissen will, um was sind Sie hergekommen?"

„Das werde ich Ihnen gerade sagen! Schauen Sie selbst darauf zu kommen, das wird Ihre Fähigkeiten schärfen."

„Ich überlege gerade," sagte Mr. Cherry langsam, „ob ich der Alten die Sache nicht sanft beibringen soll?"

„Das ist entschieden Ihre Pflicht als Gast," erwiderte Mike, „also vorwärts! Dann komme ich mit dem sanften Beibringen dran, wenn wir so weit sind."

Mr. Cherry schien eine Weile zu überlegen, endlich sagte er:

„Nun, passen Sie nur auf, denn ich werde auf Sie aufpassen und wenn — hallo!"

Ein großes Auto war eben beim Tor hereingefahren und kam langsam näher; sein Aussehen deutete eben überstandenes Unheil an. Mr. Bytheway, mit einem Ausdruck, als sei er eines freundlichen Empfanges nicht sicher, saß neben dem Lenker. Bei dem Anblick des letzteren fuhr Mike zusammen und starrte wie gebannt auf ihn hin.

Mr. Cherry fluchte leise.

„Schon wieder einer!" sagte er finster. „Man wird sich nächstens in diesem Haus nicht umdrehen dürfen können!" Er sprach mit der verzeihlich üblen Laune eines begeisterten Regattazuschauers, der sich durch frühes Aufstehen einen guten Platz gesichert hat und nun von einer Horde späterer Ankömmlinge bedrängt wird.

Doch Mike war nicht in der Stimmung, auf ihn zu hören. Onkel Josefs gänzlich unerwartetes Erscheinen drohte alle seine Pläne umzuwerfen, wenn nicht augenblicklich etwas unternommen wurde. Aber was konnte er unternehmen? Schon kam Mr. Bytheway mit seinem Gast die Terrasse entlang und Mike entdeckte zwischen dem Bartgewirr seines Onkels den Ausdruck ebensolcher Überraschung wie die seine war. Worüber er noch mehr staunte, denn wenn Onkel Josef nicht seinethalben hier war, wieso kam er denn überhaupt hierher?

Mr. Bytheways Stimme wurde hörbar.

„Ach, da sind Sie ja! Mr. — ach Gott, der Name ist mir leider entfallen — ach ja, richtig! Mr. Moon, dies ist Sir Michael Fairlie und das Mr. James, mein Sekretär. Eine höchste unangenehme Sache, Sir Michael — ein Zusammenstoß zwischen meinem Wagen und dem von Mr. Moon — das heißt, eigentlich kann man es kaum einen Zusammenstoß nennen — aber eines seiner Räder steht nun ganz schief und so — —"

Und während Mr. Bytheways Erzählung sich langsam und weitschweifig entwickelte, starrte Mr. Moon von Mike

auf Mr. Cherry und wieder auf Mike zurück. Die Überraschung, seinen Neffen hier zu finden und als Sekretär vorgestellt zu bekommen, hatte ihn augenblicklich der Sprache beraubt, was ein Glück war, denn Mike, der ihn nur mit einem fremden Nicken und raschen Kopfschütteln begrüßt hatte, schnitt nun die greulichsten Grimassen, die dazu bestimmt waren, seinen Onkel zum Verschweigen ihrer Verwandtschaft zu bewegen. Mr. Moon kannte sich zwar gar nicht aus, jedoch ließ er nie einen Freund im Stich, und soviel wurde ihm klar, daß Mike aus geheimnisvollen Gründen sein Schweigen wünschte. Also schwieg er. Mit der Zeit würde sich das Rätsel schon aufklären.

„— muß gehen und es Simpson sagen," fuhr Mr. Bytheway eben fort, „obwohl ich mir nicht vorstellen kann, wie er das Auto fortbewegen wird ohne — — ach, und meiner Frau muß ich auch sagen, daß Sie hier sind, Mr. Moon. Sie — sie wird sehr überrascht sein. Wir speisen um acht, also werden Sie Zeit haben — — du lieber Gott, James, was tut Ihnen denn weh?"

Mike nahm wieder einen normalen Gesichtsausdruck an und murmelte etwas von Verdauungsbeschwerden.

„Oh, wie unangenehm," sagte Mr. Bytheway teilnehmend. „Erinnern Sie mich, daß ich Ihnen etwas Speisesoda gebe. Mir schien das Kalbfleisch zu Mittag auch ein wenig — — aber kommen Sie, Mr. Moon, kommen Sie! Sie möchten gewiß etwas zu trinken haben. Und Sie auch, Sir Michael?"

Mr. Cherry nickte liebenswürdig und während er sich zum Gehen wandte, sandte er Mike einen raschen, aber bedeutungsvollen Blick zu. Dem neuen Gast, der dann folgte, zwinkerte sein Neffe mit einem verstohlenen Grinsen und einer unverständlichen Gebärde zu. Als das Trio verschwunden war, betrat Mike durch die Fenstertür die Bibliothek. Da er augenblicklich seinen Onkel nicht unter vier Augen sprechen konnte, wolle er wenigstens Anne aufsuchen.

Aber er fand sie nicht, denn Anne saß am Fenster des Kinderzimmers und starrte mit einem halbbetäubten Ausdruck in den Garten hinaus, wie jemand, dem eben alles in der Welt plötzlich schief gegangen ist.

Zehntes Kapitel.

Im Werte von viertausend Pfund.

„Also das," sagte Mr. Moon, „ist der Grund, warum ich hier bin.

Vielleicht wirst du mir jetzt einige Erklärungen geben."

Sein Neffe grinste ihn an. Die beiden standen, schon zum Dinner angekleidet, auf der Terrasse. Jeder hatte sich mit dem Anziehen geeilt, um ungestört mit dem anderen reden zu können.

„Gewiß," erwiderte Mike. „Highgate."

Einen Augenblick schaute Mr. Moon verständnislos drein, dann fuhr er auf.

„Oh ho! Highgate, wie? Jenes Mädchen — —?"

„Jenes Mädchen ist hier die Gouvernante."

„Ach, ich verstehe, ich verstehe! Deine Tante hat also recht gehabt!"

„Wie?"

„Sie sagte, es stecke ein Weib dahinter."

„Zum Teufel auch! Wie konnte sie wissen — —"

„Instinkt", sagte Mr. Moon feierlich. „Die Frauen haben den Instinkt. Nun schön. Die Jugend, ja die Jugend! Vielleicht wirst du mir nun auch freundlichst mitteilen, warum du jetzt James heißt und warum mir dieser feine Herr als Sir Michael vorgestellt wurde?"

Sein Neffe schöpfte tief Atem, räusperte sich und begann seine merkwürdige Erzählung. Mr. Moon hörte ihm schweigend zu und stieß am Ende einen neiderfüllten Seufzer aus.

„Manche Leute," sagte er verständnisvoll, „haben solch ein Glück! Mir ist so etwas nie passiert! Wenn ich nicht davon überzeugt wäre, daß du deinem alten Onkel doch keinen Bären aufbinden wirst, würde ich auch nicht glauben, daß es dir passiert sein kann. Aber dir glaube ich's aufs Wort. Meiner Seel', dieser feine Herr verdient aber Haue!"

„Die wird er auch bekommen, ehe ich mit ihm fertig bin", versicherte ihm Mike. „Heute hat er ein Hemd von mir angehabt, der Kerl!"

„Wie ekelhaft! Aber was ist's nun mit der Tante? Sie erwartet dich doch heute abend von Entschuldigungen überfließend."

„Das tut mir sehr leid", sagte Mike, „aber da wird sie schon eine Enttäuschung erleben. Schau, Onkel Joe, ich muß diese Sache hier doch zu Ende führen. Mich hat in meinem Leben noch nichts so gefreut! Ganz abgesehen von Anne, ist ja dieser Kerl — Du bleibst doch über Nacht hier, nicht?"

„Jawohl. Dein „Herr", der vom Kragen aufwärts mehr oder minder versteinert ist, war so freundlich, mir ein Nachtlager anzubieten, was übrigens das wenigste ist, was er tun konnte, da es nach dem letzten Bulletin Wochen dauern wird, bis mein Wagen in Ordnung ist. Morgen vormittag fahre ich dann mit der Bahn nach King's Fortune und werde dort Bericht abstatten. Wobei mir einfällt, daß es vielleicht gut wäre, wenn ich die Tante jetzt telephonisch anrufen würde."

„Ich bitte dich," flehte Mike, „sei um Himmelswillen vorsichtig, sonst ist sie morgen hier. Sag' jetzt nur etwas allgemein Beruhigendes; wenn du sie morgen siehst, kannst du sie schon besänftigen."

„Vielen Dank, mein Lieber. Du hast die Unterhaltung und ich kann das Besänftigen unternehmen. Nun, wir werden sehen. Ich möchte mir erst dieses Mädchen anschauen. Was hast du in bezug auf sie vor?" „Bisher," sagte Mike verstimmt, „habe ich keine Gelegenheit gehabt, irgend etwas zu tun. Das ist der eine Grund, warum ich hier bleiben muß. Und der andere ist, diesem feinen Sportsmann zu zeigen, daß das Ausborgen von fremder Leute Namen augenblicklich nicht zum guten Ton gehört."

Mr. Moon nickte beifällig.

„Du wirst ihn schon lehren, deine Hemden zu tragen und so weiter. Ich habe ja volles Verständnis für deinen Standpunkt, aber ob deine Tante es aufbringt, so sehr ich mich auch darum bemühen werde, kann ich nicht sagen. Ich sollte wohl auch dein Benehmen heftig mißbilligen, aber ich bringe es nicht übers Herz, dir deinen letzten Streich zu stören, ehe du solide wirst und Rüben anzubauen beginnst. Ich hätte ja wahrscheinlich in deinem Alter dasselbe getan. Aha — Eintritt des Schurken! Fahr' ab, Mike. Mich gelüstet's nach einer Unterhaltung mit jenem."

„Verschwinden! Ich werde dich nicht verraten. Fürderhin bist du mir ein Fremder."

„Aber — —"

Gehorsam verschwand Mike durch die Bibliothektüre eben, als sein Stellvertreter bei einer anderen heraustrat. Mr. Cherrys gedankenvolle Stirn umwölkte sich, als er, sich suchend nach rechts und links umblickend, den Sekretär nirgends gewahrte. Er, der keinem Mann weiter traute als er ihn sah, hatte beschlossen, diesen nie länger als fünf Minuten aus den Augen zu lassen; dieser Mensch hatte ja hier etwas vor, also mußte jeder seiner Schritte beobachtet und geprüft werden. Daher war Mr. Cherry recht ärgerlich, als er auf der Terrasse nur das letzte Opfer der Bythewayschen Autos vorfand — Moon, oder wie zum Teufel er auch hieß, der sich ihm jetzt, mit der offenbaren Absicht, ein wenig zu plaudern, freundlich näherte.

„Schöner Abend", sagte Mr. Moon.

„Sehr", bestätigte Cherry. „Der Unfall hat Ihnen hoffentlich nicht geschadet?"

„Gar nicht. Wie ich Mr. Bytheway gesagt habe, an Kreuzwegen passiert doch so oft etwas."

Mr. Moon begann sich zu unterhalten. Jeder wirkliche Künstler trägt in sich noch ein Stück seiner Kindheit und Mr. Moon hatte einen besonders reichen Anteil an Knabenhaftigkeit behalten. So wie sein Neffe besaß er eine Abenteuerlust, die besser zu einem Seeräuber aus Königin Elisabeths Tagen, als zu einer modernen Berühmtheit gepaßt hätte. Hier traf er zum erstenmal mit so einem Menschen wie Mr. Cherry zusammen und er interessierte sich brennend für ihn. Eine Versuchung überfiel ihn und er widerstand ihr nicht.

„A propos", sagte er beiläufig, „wie geht es Artur?"

Mr. Cherry blickte verständnislos.

„Artur?"

„Ihrem Vetter, ich kenne ihn gut, den lieben Kerl, wenn ich auch noch nicht das Vergnügen gehabt habe, Sie kennenzulernen. Aber gehört habe ich schon sehr viel von Ihnen — von Ihrer Ranch in Kanada und all dem."

Mr. Cherry, der das Gefühl hatte, als komme er plötzlich im Dunkeln zu einer unerwarteten steilen Treppe, forschte hastig in seinem Gedächtnis nach, ohne jedoch den Vetter Artur in den Nachschlagewerken, die er gestern abend studiert hatte, verzeichnet zu finden. Doch Mr. Moons freundliche Unschuldsmiene überzeugte ihn, daß diese Persönlichkeit doch existieren mußte.

„Ah, es geht ihm ganz gut" sagte er vorsichtig.

„Ah, dann war es also doch nicht Elefantiasis?"

„Wie?"

„Ich habe ihm ja immer gesagt", fuhr Mr. Moon fort, „daß zwei Flaschen Portwein im Tag nicht gesund sein können. Finden Sie das nicht auch?"

„Ja, gewiß."

„Also war er nur selbst schuld. Ich wußte ja, es sei Gicht, aber er schwor, es müsse Elefantiasis sein. Wo ist der liebe alte Bursche jetzt?"

Mr. Cherry blickte um sich wie ein gehetztes Wild und wünschte sehnlichst, bis zum Läuten der Tischglocke in seinem Zimmer geblieben zu sein.

„Ach — zu Hause, glaube ich", erwiderte er schwach.

„Ah schön, da muß ich ihn aufsuchen. A propos, wie ist seine neue Adresse? Das letztemal schrieb er mir aus seinem Klub und vergaß, sie mir mitzuteilen."

Mr. Cherry wurde schwach in den Knien. Mit den gewöhnlichen Schwierigkeiten seines Lebens war er immer fertig geworden, aber bei dieser Heimsuchung schwitzte er Blut.

„Er hat sie mir nicht gesagt", erwiderte er vorschnell. „Sehen Sie nur wie entzückend das Städtchen in dieser Beleuchtung aussieht! Ich finde immer — —"

„Aber in einem Brief erwähnte er doch, daß Sie bei ihm gespeist und seine neue Einrichtung sehr bewundert hätten."

In diesem kritischen Augenblick kam, sehr ärgerlich für Mr. Moon, der in den Ausflüssen seines kindlichen Humors schwelgte, aus dem Hause die lange Gestalt Mr. Bytheways. Mr. Cherry, der im nächsten Augenblick reif für eine Zelle eines zum Tode Verurteilten gewesen wäre, hätte vor Erleichterung beinahe gejauchzt. Das Willkommslächeln, mit dem er den Hausherrn begrüßte, war so überwältigend liebevoll, daß es sogar Mr. Bytheway überraschte.

(Fortsetzung folgt.)

Wie du mir, so ich dir.

Künstlerspäße, berichtet von **Ernst v. Wolzogen.**

„I' sag's, wie's is'", sprich der biedere Oberbayer, auch wenn er faustdick lügt. Aber ich lüge nicht. Ich erzähle die reine Wahrheit.

Lebte da in München vor einigen Jahren ein hochangesehener Frauenarzt mit guter Praxis. Der verfiel eines Tages auf die Idee, seinen hübschen Tenor kunstgerecht ausbilden zu lassen. Mit seinem Lehrer, der nicht nur ein vortrefflicher Musiker, ein wohlbestallter Kammersänger für das hohe Baritonfach, sondern auch ein bajuwarisches „Urviech" war, verband ihn bald eine innige Freundschaft. Sie duzten sich und frotzelten einander und waren bald unzertrennlich, der Franzl und der Hansl. Und das Ende vom Liede oder vielmehr vom Gesangunterricht war, daß Hans, der Gynäkologe, im Hoftheater auf Anstellung gastierte. In München kommt so etwas vor. Niemand wundert sich groß darüber.

Er wurde wirklich angestellt und sang seine vorerst wenigen Partien zu allgemeiner Zufriedenheit. Als er aber zum ersten Male den Mime im Siegfried darzustellen hatte, ereilte ihn das Verhängnis. In der kleinen Szene des zweiten Aktes, wo die Zwergenbrüder Mime und Alberich, den Freund Franzl sang, einander vor der Höhle des Wurmes in die Haare geraten, ging dem Doktor Hans gleich zu Anfang der Text aus.

„Fort von der Stelle!" fuhr Mime den Bruder an — aber damit war sein Gedächtnis wie ausgelöscht. Und statt fortzufahren: „die Stätte ist mein, was stöberst du hier?" kreischte er verzweifelt heraus: „Schau, daß du weiterkommst!" Der kalte Schweiß brach ihm aus. Er machte sich nahe an Alberich heran, und während der seine Hohnrede: „Stör' ich dich wohl im stillen Geschäft?" sang, raunte er ihm zu „Jessas Franzl, i' bitt di', mein Text, mein Text!"

Satanisch grinste ihn Franzl an. Der Kapellmeister winkte mit dem Staberl, Hans mußte einsetzen. „Wa — wa — wa — ha! — mum mum —" lallte er hilflos.

Der Souffleur hatte Unrat gewittert. Er war auf dem Posten. Mit beiden Handflächen formte er einen Schalltrichter vor seinem Munde und rief, so laut es irgend anging, den Text hinauf. Hansl hörte nichts. Sich nahe an den Souffleurkasten heran zu pirschen, ging nicht an, denn die Szene spielte sich weit hinten ab. Er blieb also seinem Spezi dicht auf den Fersen, und während der ihn anbrüllte: „Zeugtest du gar den zähen Zauber im Reif?", zischte er ihm zu: „Mein' Text, elender Bazi, elender! Du weißt ihn! Sakra, sakra!"

Der Franzl machte eine rasche Gebärde mit beiden Händen nach dem Kopf, die andeuten sollte, daß er vom Tarnhelm etwas auszusagen habe. Hans aber war durchaus nicht im Bilde, und in seiner Verzweiflung sang er auf Noten, die keineswegs in der Partitur standen: „Auweh! auweh! Jaha! — o jo!"

Dem Franzl wurde es blutsauer, seinen Ernst zu bewahren. Er wandte dem Mime den Rücken, um nicht das angstverzerrte Gesicht sehen zu müssen. Mime aber heftete sich an seine Haxen und verfolgte ihn während der ganzen Szene von einem Versatzstück zum andern. Und während Alberich, seiner Rolle getreu, mit Hohnworten wie „Knickriger, schäbiger Knecht — räudiger Hund" und „Nimmer erringst du Rüpel den Reif" — freigebig um sich warf, schimpfte der verzweifelte Mime auf ihn ein: „Wart', du Gauner, das sollst du mir büßen! Franzl, ich fleh' dich an, du Sauhund — sag' mir mein' Text!" Wütend zwickte er den Busenfreund ins weiche Hinterfleisch.

Der Kapellmeister drohte mit der Faust hinauf. Der Souffleur sang aus dem Kasten heraus, so gut er konnte, nämlich mit dem Wohllaut eines heiseren Gockels Mimes Rolle zu Ende, während der arme Doktor der Medizin dazu noch klägliche Fratzen zu schneiden vermochte.

Ein alter Theaterspruch lautet: „Das Publikum merkt nie was." Aber in München gibt es denn doch zu viele gutgeselchte und durchgebeizte Wagnerianer, als daß Mimes Gestammel nicht unliebsam aufgefallen wäre. Der Dr. med. Hansl erhielt ohne Schwierigkeit den erbetenen Abschied und nahm seine Frauenarztpraxis wieder auf. Seinen schönen Tenor ließ er nur noch gelegentlich in Konzerten hören. Aber der Grollwurm nagte, und dem Franzl sollte die Rache nicht geschenkt sein. — — —

Eines Abends in der stillen Woche läutete der Fernsprecher beim Herrn Kammersänger.

„Halloh, wer dort? — Ah, du bist's Hansl. Ja grüß di' Gott! Wie geht's denn alleweil? Hast di' lang nimmer sehn lassen."

Eine schwer belegte Stimme tönte mühsam Antwort: „Du Franzl, du mußt mir aus einer argen Verlegenheit helfen . . . Nein, nein, beruhige dich, von Pumpen ist keine Rede. Also paß auf: ich soll morgen in St. Corbinian in Augsburg den Evangelisten in der Passion singen. Aber du hörst ja: ich bin vollständig heiser. Ich hab' telephonisch abgesagt und dich als Ersatzmann vorgeschlagen. Sie sind einverstanden. Also gelt, du tust mir die Liebe?"

Der Kammersänger kratzte sich den Kopf und gab zögernd zurück: „Ja aber — natürlich, dir zu Lieb' wär' ich ja gern bereit; aber ich hab' den Evangelisten nie gesungen. Außerdem ist das doch eine Tenorpartie."

„Das macht doch nichts! Du mit deinem glänzenden Falsett! Und so musikalisch wie du bist. So ein Notenfresser! Das machst du ja spielend — ohne Probe."

„Was? Ohne Probe auch noch? Und morgen abend, sagst du?"

„Jawohl morgen abend um 7 Uhr in St. Corbinian. Sie zahlen sehr gut. Zweihundert Mark. Du wirst im Auto abgeholt. Hotel ist belegt. Ich hab' alles telephonisch abgesprochen."

„Hm! Zweihundert Mark, sagst du? Na — weil du's bist. Gemacht."

Der wackere Franzl nahm sich sofort den Klavierauszug der „Passion" vor und ochste bis tief in die Nacht hinein an der wahrlich nicht leichten Partie des Evangelisten. Auf seine Treffsicherheit konnte er sich verlassen. Ob er wohl die hohe Lage auf die Dauer mit Hilfe seines Falsetts meistern würde? Die zweihundert Mark kamen ihm gerade recht. Das gab den Ausschlag. Am andern Morgen erwirkte er einen Urlaub und fuhr gegen Mittag nach Augsburg. Am Bahnhof kein Komitee, kein Auto. An der nächsten Litfaßsäule keine Ankündigung eines Kirchenkonzertes. Er erkundigte sich beim nächstbesten Eingeborenen: „Sie, bitt' schön, wie komm' ich denn am besten nach St. Corbinian?"

„Was soll denn des sein, St. Corbinian? A Bräu?"

„Warum net gar! Eine Kirchen."

„Eine Kirchen zu St. Corbinian? Hammer hier net."

„Waaaaas?"

Sollte dieser Idiot von einem Weibsdoktor vielleicht auch den Ort der Handlung verwechselt haben? Er fuhr von einer Kirche zur anderen. Nirgends war etwas von einem geistlichen Konzert bekannt.

Da ging dem Franzl ein Licht auf. Das war M i m e s Rache. Und er mußte prompt in die Falle tappen. Na wart', Freunderl! Du kommst mir net aus! Deinen St. Corbinian darf'st dir schwarz anstreichen im Kalender!

Wochenlang fiel ihm nichts ein. Den Doktor ließ die Drohung, ihn auf zweihundert Mark Schadenersatz zu verklagen, völlig kalt, ebenso wie die Schmeichelworte, mit denen ihn der Spezi ganz in Alberichs Stile überhäufte. —

Da kam ein Apriltag mit einem Sauwetter, so hundsmiserabel wie der Münchener Frühling es nur irgend hergibt. Eine halbe Stunde vor Mitternacht ließ der Kammersänger seinen Dackel Bürschi noch einmal Gassi gehen. Regen, mit Schnee gemischt, klatschte ihm als nasse Himmelswaschen gegen die feiste Wange. Da kam die Erleuchtung über Franzl. Da ward ihm die Idee beschert. Beflügelt eilte er die Stufen zu seiner Wohnung hinauf und stellte eine telephonische Nachtverbindung mit seinem Spezi, dem rühmlichst bekannten Frauenarzte, her. Ärgerlich fragte des Freundes verschlafene Stimme, was denn zum Teufel dieser Höllenlärm um Mitternacht bedeuten solle. Da machte Franzl von seinem berühmten Falsett Gebrauch und jammerte im echtesten Altweiberton: „Bitt schen nehmen S' es net in übel, Herr Doktor. Wann's net gar a so pressier'n tat', hätt' i' mi' fei net traut, Eahnere

Nachtruh' zu stör'n. Es is' ein schwerer Fall, und i' muaß Sahna schö' recht schö' bitt'n, ob S' net glei' kemma möcht'n."

„Hm, ja!" Der Arzt ölte seine Stimme und fuhr in streichelndem Tone fort: „Sind Sie Kassenpatientin, gute Frau?"

„A woher denn", feixte der Franzl am anderen Ende des Drahtes. „I' bin doch die Hebamm', die Frau Biermeier. Die Dame is' bei mir. Es handelt sich um eine hochadelige Person."

„Ja, ja, ich komme sofort. Wo ist es denn?"

„Tegernseer Landstraße 111, 's drittletzte Haus links. A bißl weit drauß is' halt. No, Sie wer'n's scho' find'n. Die Hebamm', d' Frau Biermeier, kennt a jed's Kind in der Gegend. Also Tegernseer Landstraß, bitte — is recht! Dank schö', Herr Doktor! A Sauwetter is' — aber döß kenna 's ja auf d 'Rechnung schreib'n!"

Eifrig packte der treffliche Arzt seine Instrumententasche zusammen, schlupfte in den Gummimantel, zog die weiche Ledermütze über die Ohren, sperrte die Torflügel auf, schob mit Anstrengung das Auto aus der Garage und ratterte davon. Man hatte damals noch keine selbsttätigen Fensterwischer. Schnee und Regen rannen wie ein Schnürlvorhang an der Schutzscheibe herunter. Man konnte keine zehn Schritt weit sehen. Und der weite Weg! Ein Vergnügen war das nicht! Aber — die heilige Menschenpflicht!

Endlich hielt er vor dem drittletzten Hause der Tegernseer Landstraße links. Ein Schild mit dem Namen der Hebamme vermochte er nicht zu entdecken. Aber drei elektrische Druckknöpfe befanden sich neben der Haustür. Er drückte sie alle drei der Reihe nach, von unten nach oben und wieder von oben nach unten. Es dauerte nicht allzu lange, bis in allen drei Stockwerken Fenster aufflogen, Huldgestalten in Nachtjacken sich hinaus lehnten und schrille Weiberstimmen keiften, was denn — Kruzi — Deifi — Türken! — so eine gemeine Ruhestörung um Mitternacht bedeuten solle.

„Bitte, wollen sich die Damen beruhigen. Wird vielleicht jemand so gut sein, mir die Haustür zu öffnen? Ich bin von der Hebamme, Frau Biermeier, gerufen worden."

„Hier wohnt ka Hebamm' net!" krächzten die drei Nachteulen wie aus einem Schnabel.

„Aber ich bitte Sie, die Hebamme Biermeier kennt doch jedes Kind in der Tegernseer Landstraße!"

Die durchdringende Stimme der Dame im dritten Stock machte der Diskussion ein Ende: „I' kenn' alle Hebammen in Au, Giesing und Harlaching. Was ham S' g'sagt? Biermeier? Eine solchene gibt's net!" Das Fenster knallte zu.

Jetzt wußte der Doktor, woran er war. Und das Schlimmste stand ihm noch bevor: selber den Wagen putzen — einen Chauffeur konnte er sich nicht leisten. St. Corbinian war teuer bezahlt. Oh Franzl — schamlos schäbiger schändlicher Schuft!



Bunte Chronik



* **Paß Lueg.** Durch die kürzlich beendeten Wiederherstellungsarbeiten an den beiden Blockhäusern im Paß Lueg bei Golling im Salzburgischen wurden zwei Bauwerke von historischer Bedeutung vor dem Verfall bewahrt. Diese Blockhäuser waren Festungswerke, die einen ehemals militärisch wichtigen Durchgang im Salzachtal südlich von Salzburg sperrten. Sie stammen aus dem Jahre 1834 und wurden an Stelle der 1809 von den Bayern geschleiften Anlagen errichtet. Diese hatten es in den damaligen Kämpfen den Salzburgern ermöglicht, stark überlegenen Truppen der vereinigten Bayern und Franzosen lange Zeit die Stirn zu bieten. Aber schon viel früher war die militärische Bedeutung des Passes Lueg bekannt. Es läßt sich sogar annehmen, daß bereits die Römer an dieser Stelle ihre Konsularstraße gesichert haben. Urkundliche Erwähnung findet der Paß allerdings erst um 1316. Später spielte er eine wichtige Rolle im Bauernkriege 1526.

*

* **Der Graue Schatten — ein Todeszeichen?** Während seines Aufenthaltes in Oslo erfuhr der Leipziger Philosophieprofessor Dr. Driesch von den Hellsehwahrnehmungen der Gattin eines dortigen Physikprofessors, von Frau Sophie Wereide. Seiner Aufforderung, die Beobachtungen des sog. Grauen Schattens zu veröffentlichen, ist sie inzwischen nachgekommen. Nach ihren Eindrücken ist der Graue Schatten eine Gestalt, die sich schon einige Zeit vor dem Tode aus dem Körper des Menschen löst und dessen Form einigermaßen genau nachahmt. Sie zeigt gewisse Bewegung etwa wie eine leicht flackernde Kerze. Bei Kindern hat Frau Wereide nur eine kleine leuchtende Kugel gesehen. Der Schatten folgt dem Körper meist auf der rechten Seite in ein bis zwei Meter Entfernung. Leidet die Person an einer akuten Krankheit, so zeigt sich der Schatten nur einige Tage oder Wochen, bei chronischen Krankheiten kann er jahrelang gesehen werden. Dieser Graue Schatten ist auch beim Hindurchgleiten durch eine verschlossene Tür gesehen worden. In einer Nachschrift teilt Prof. Th. Wereide von der Universität Oslo, ihr Gatte, mit, daß auch seine Mutter das gleiche Phänomen mit großer Deutlichkeit beobachtet habe. Die Möglichkeit es zu sehen, scheint mit der Gabe des Zweiten Gesichtes zusammenzuhängen.

*

* **Wird der Mensch im Alter kleiner?** Ein belgischer Gelehrter, Dr. Quetelet, hat darüber umfangreiche Untersuchungen angestellt und ist zu folgendem Ergebnis gekommen: Vom 30. bis zum 40. Lebensjahre bleibt die Körperlänge unverändert. Dann tritt eine Verminderung ein, die vom 40. bis zum 50. Jahre mit 10 Millimeter, vom 50. bis zum 60. Jahre mit 35 Millimeter, vom 60. bis zum 70. Jahre mit 16 Millimeter und vom 70. bis zum 80. Lebensjahre wieder mit 10 Millimeter anzunehmen ist. Vom 80. bis zum 90. Lebensjahre trat keine oder nur mehr eine ganz geringe Verminderung ein. Im Durchschnitt wird der Mensch in vorgerückten Jahren etwa 71 Millimeter kleiner.



Rätsel-Ecke



Rätsel.

Man ruft mich oftmals wie aha;
Doch fügst du noch ein „i" hinein
Werd' ich in weiter Ferne sein
Und rausche durch Amerika. M. P.

*

Balken-Rätsel.

t	D	t	h	f	e	a
e	i	d	F	n	e	e
l	r	l	u	b	o	t
e	s	g	h	m	e	r
r	m	t	d	o	a	e
e	l	e	t	s	S	n
l	c	h	a	h	t	c

Setze die sieben senkrechten Balken in anderer Reihenfolge, so daß man bei richtiger Lösung von links oben beginnend (wagerecht laufend) einen Spruch von Fr. Chr. Dahlmann ablesen kann.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 265.

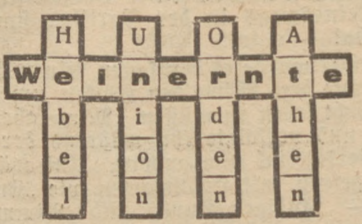
Rösselsprung:

Frauenherz und Frauenseele,
Wie so tief, ach! wie so innig,
Wie so duldend und ergeben,
Wie so heilig, wie so sinnig!

Ewig hoffend und vertrauend,
Ewig träumend, ewig wagend,
Immer sprudelnd, nie versiegend,
Ewig glaubend, nie verzagend.

*

Gitter-Rätsel:



Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg